

11.05.50.17

Presse Veranlassung zu der Annahme, daß neben der Einwanderungsfrage auch maritime und militärische Fragen Gegenstand der Besprechung bilden würden. „Tokyo Asahi“ stellte die folgenden Vermutungen auf: „Wir wollen annehmen, daß die Aufgabe der Sondergesandtschaft hauptsächlich maritimer Art ist und die Verteidigung des Stillen Ozeans sowie die von Japan im südlichen Pazifik besetzten deutschen Kolonien betrifft. Hingegen schweben keine Fragen militärischer Natur zwischen beiden Ländern, wenn auch Offiziere von der Armee zu der Gesandtschaft gehören.“ Im weiteren wird dann betont, daß nicht nur maritime, sondern auch politische Fragen im Bereich des Stillen Ozeans zu lösen seien, Fragen, die immer existiert hätten, während des Krieges aber und insbesondere nach dem Eintritt der Vereinigten Staaten in ihn akut geworden wären. Das wichtigste aller Probleme sei die Verständigung über das weitere Schicksal des deutschen Kolonialbesitzes in der Südsee. „Chugai Shogyo“ wies darauf hin, daß die Regierung bestritten habe, daß die chinesische Frage Gegenstand der Verhandlungen bilden würde, hält aber gerade die Lösung dieser Frage für sehr wichtig für das Verhältnis zwischen Japan und Amerika. „Hochi Shimbun“ verlangte geradezu, daß China den Hauptpunkt der Verhandlungen bilden solle, und die „Tokyo Nichi Nichi Shimbun“ hoffte, daß alle Fragen bezüglich Rußlands, Chinas und der Südsee-Inseln ihre Lösung finden und besonders Japans Vormachtstellung in Ostasien anerkannt werden würde.

Was ist nun erreicht worden? Ausführliche und authentische Nachrichten fehlen noch. Einem Telegramm des „Rjetsch“, das die „Nationalzeitung“ vom 3. Oktober wiedergibt, ist als Wichtigstes zu entnehmen, daß auch über China verhandelt worden ist, daß man aber hier zu einer endgültigen Einigung noch nicht kommen konnte. Im übrigen wird das Ergebnis als ein voller Sieg Japans hingestellt, gegen den bereits im Repräsentantenhaus von Lewis Einspruch erhoben worden sei. Noch wissen wir nicht, was der Inhalt der getroffenen Abmachungen ist. Bis wir in ihrem Besitze sind, mögen die folgenden Depeschen ein Bild von der Stimmung geben. „Reuter“ meldete aus New York:

„Auf einem Bankett kündigte der Chef der japanischen Mission in Amerika, Baron Ishii, die Ausdehnung der Monroe-Doktrin auf den fernen Osten an. Er erklärte, Japan werde die Integrität und Souveränität Chinas nicht nur nicht angreifen, sondern sei sogar bereit, im Notfalle Chinas Unabhängigkeit gegen jeden Angreifer zu verteidigen. Nachdem Ishii auf die „deutsche Propaganda“ Bezug genommen hatte, die er für die hartnäckige Warnung vor der geschlossenen Tür verantwortlich machte, fuhr er fort: „Gegenüber allen Anstrengungen der Deutschen, Sie glauben zu machen, daß Japan mit seiner wachsenden Macht versuche, die Tür in China und Japan zu schließen, erkläre ich Ihnen, daß wir unseren gesunden Menschenverstand und unser Verantwortlichkeitsgefühl nicht verloren haben. Warum sollten wir unsere Tür verschließen, da wir doch mit unserer Ehre verpflichtet sind, sie zu beschützen? Die Gelegenheit für Sie (die Amerikaner), mit Japan und China Handel zu treiben, war niemals so groß wie jetzt. Genau wie Sie zu uns kamen und uns das Wissen des Westens brachten, so daß wir lernten, wie wir groß werden und Handel treiben könnten, so warfen wir uns, nachdem wir Wissen, Kenntnis und Stärke erworben hatten, auf ein anderes Handelsgebiet, um zu lernen.“

Baron Ishii erklärte, daß alles Gerede über die verschlossene Tür das Ergebnis zehnjähriger feindlicher Intrigen sei, schloß er: Ich versichere Sie, daß eine geschlossene Tür in China niemals die Politik meiner Regierung war oder sein wird. Die Tür steht offen. Das Feld ist frei. Wir heißen jede Mitarbeit, jeden Wettbewerb, der auf Verbesserung der gleichen Gelegenheiten hinführt, willkommen.“

Das Wichtigste dieser Depesche ist ihr erster Satz. Wir lassen es dahingestellt, ob Baron Ishii damit das Hauptresultat der Verhandlungen festgelegt oder vielmehr, wie man bei Berücksichtigung der Meldung des „Rjetsch“ annehmen müßte, die nach gescheiterter Einigung aufrechterhaltene Forderung Japans formuliert hat. Die „Frankfurter Zeitung“ läßt sich dazu aus Basel unter dem 2. Oktober das Folgende drahten:

„Nach einem am 1. Oktober veröffentlichten Reuter-telegramm hat es sich Ishii, das Haupt der japanischen Abordnung in Nordamerika, nicht versagen können, über den größten Triumph der diplomatischen Siege, die er auf der ganzen Linie über Lansing gewonnen habe, zu plaudern. Die Regierung der Vereinigten Staaten hat Japans sogenannte Monroedoktrin in Ostasien anerkannt. Das wäre ein weltgeschichtliches Ereignis von größter Tragweite, wenn es sich nicht lediglich um ein Zustandnis in der Not des Augenblicks handeln würde, das absichtlich vage gehalten wurde, um später erneut zur Diskussion gestellt werden zu können. Immerhin, Japan hat einstweilen in Ostasien freie Hand, und man darf sicher sein, daß es seine Monroe-Doktrin mindestens nach bewährtem Muster auslegen wird, wenn es ihm die Weltlage gestattet. In Nordamerika hielt man beide Hände vor die Augen, um nicht die japanische Gefahr zu sehen, die „New York Times“ haben vor einigen Tagen geschrieben, daß die Haupttriebkraft der feindseligen japanischen Stimmung gegen die Vereinigten Staaten deutsche Ränke gewesen seien. Das ist eine billige Beruhigungsmethode. Man weiß in Amerika sehr wohl, daß nicht die Deutschen, sondern die Nordamerikaner in Japan das amerikanische Volk auf die japanische Gefahr aufmerksam gemacht haben. Aber die Warnungsrufe dieser Vorposten an der chinesischen Küste des Pazifischen Ozeans sind durch die laute Propaganda des Herrn Lindsay Russell, des Präsidenten der Japan Society, übertönt worden, der seinen Landsleuten Japan als unschuldigen Engel und China als ein in jeder Beziehung bankerottes Staatswesen hingestellt hatte, und der für diese verdienstvolle Tätigkeit vom Mikado kürzlich einen hohen Orden erhalten hat.“

Das eine läßt sich jedenfalls heute schon mit Bestimmtheit sagen, daß die Frage der Entsendung japanischer Truppenteile auf den europäischen oder vorderasiatischen Kriegsschauplatz — falls sie überhaupt auf dem Programm der Konferenz gestanden hat — negativ entschieden worden ist. Damit ist eine Hoffnung gescheitert, von der ein großer Teil der französischen Presse von Ende Juli bis weit in den September hinein gelebt hat. Man hat versucht, diese ganze Pressekampagne als ein deutsches Manöver hinzustellen und auf eine Notiz einer Münchener Zeitung von Ende August zurückzuführen. Wir verweisen demgegenüber auf die französischen Pressestimmen, die wir bereits in unserer am 25. August abgeschlossenen Rundschau (vgl. N. O. Band II Heft 10, Seite 440) zusammengestellt haben.

H. M.

Was Syrien vom Kriege erwartet.

Von Emir Schekib Arslan,

Deputierten des Hauran in der türkischen Kammer.

Bei meiner Ankunft in Berlin richtete ein deutscher Politiker an mich die Frage, welche Wirkung der Krieg auf Syrien, meine Heimat, haben werde und was Syrien von diesem Kriege erwarte. Ich kann nicht leugnen, daß die Beantwortung dieser Frage für mich, in meiner Eigenschaft als syrischer Deputierter im osmanischen Parlament einigermaßen delikate ist, doch enthebt mich das nicht der Verpflichtung, die wahre Stimmung meines Heimatlandes hier zu erörtern.

Was immer man über Syrien sagt, Tatsache ist, daß es osmanisch bleiben will. Es gibt gewiß schon seit recht langer Zeit eine ganz kleine separatistische Partei, die sich seit einiger

Zeit beträchtlich vermehrt hat. Aber die weit-
aus größere Mehrzahl der Bevölkerung hängt ganz
und gar nicht dem separatistischen Prinzip an; sie
fühlt sich im Gegenteil auf das innigste mit dem Osmani-
schen Reich verknüpft. Aber damit ist nicht gesagt, daß
diese Anhänger des osmanischen Reichsgedankens Par-
teigänger des derzeitigen status quo sind und keinerlei
Änderung in der Verwaltung wünschen. Sie alle wollen
ein Regime, das ihnen Ruhe, Gedeihen und die intellek-
tuelle moralische und materielle Entwicklung des
Landes sichert. Über das Wie dieses Regimes ist man
sich noch nicht einig, oder vielmehr die Diskussion da-
rüber ist noch nicht abgeschlossen: die einen möchten
politische Autonomie, die anderen nur Selbstständigkeit
in der inneren Verwaltung; noch andere würden sich
schon mit einem mehr liberalen und reformatorischen
Regime, als das jetzige ist, begnügen, mit einer Erweite-
rung der Befugnisse der Provinzen, wie übrigens die os-
manische Regierung selbst zu wiederholten Malen betont
hat, sie wolle den Entwicklungsmöglichkeiten Syriens
und der Syrer freie Bahn geben. Ich, der ich die Lage
des Landes in jeder Hinsicht wohl mit am besten kenne,
sage offen, daß jedenfalls eine Änderung von jedermann
gewünscht wird. Noch einen Punkt gibt es, über den
alle Syrer einig sind, ohne Unterschied der Rasse oder
der Religion, das ist die Wiederaufrichtung des Araber-
tums und der arabischen Sprache. Es hieße unsere
lieben Brüder, die Türken, täuschen, wollte man sie
hierüber im geringsten Zweifel lassen. Auch die
eifrigsten Anhänger der türkischen Sache sind in dieser
Beziehung sehr entschieden. Der Unterschied zwischen
ihnen und den Separatisten besteht darin, daß letztere
den Haß gegen die Türken und eine völlige Abtrennung
von ihnen predigen; sie behaupten, daß, um das Araber-
tum und die arabische Sprache wieder zu heben, und
das Gedeihen dieses schönen Landes und seinen Fort-
schritt, wie er ihm vergönnt sein könnte, herbeizuführen,
es kein anderes Mittel gebe als die Loslösung vom Os-
manischen Reich. Vielleicht würde in der Tat bei einer
solchen Trennung der materielle Fortschritt nicht leiden,
aber der Islam würde seine hervorragende Stellung
verlieren. Dieses religiöse Gefühl einerseits und das
patriotische andererseits sind die Waffen, die für das
Osmanische Reich in Syrien und in der ganzen arabi-
schen Welt kämpfen. Tatsächlich besitzt der Araber
eine große geistige Regsamkeit, er hat starke liberale
Neigungen, hängt in keiner Hinsicht an alten unnützen
Traditionen und ist für Fortschritt und Zivilisation sehr
empfindlich, aber bei alledem läßt er nicht außer
acht, daß er zuerst Mohammedaner ist; er glaubt, daß ihm die Mission obliegt, die Lehren
Mohammeds zu verteidigen. Er weiß, daß es
der Prophet Mohammed ist, durch den die ehe-
mals so entzweite arabische Nation zu ihrer Einig-
ung, ihren Eroberungen und ihrer Größe und zu den
Grundlagen ihrer Zivilisation gekommen ist. Der fromme
Mohammedaner verdankt dem Propheten das Glück,
den rechten Pfad zu wandeln, und die Zufriedenheit
seines Gemütes; aber auch der ungläubige Araber sieht
im Propheten den Begründer seiner ganzen Geschichte.
Die arabische Jugend, die eine moderne Erziehung ge-
nosssen hat, bemüht sich zu beweisen, daß zwischen
Wissenschaft und Islam kein innerlicher Konflikt be-
steht, daß im Koran so und so viele Verse enthalten
sind, die den Menschen dazu anhalten, sich zu bilden
und die Wissenschaft überall zu suchen, wo er sie

findet, und daß der Islam sich jeder Lebensart und allen
Ansprüchen der Zeit anpaßt. Sie stützen sich dabei auf
Gründe, die zu erörtern hier zu weit führen würde. All
das ist Ausfluß des eifersüchtigen Stolzes, mit dem der
Araber über die Bewahrung seiner Religion wacht, sieht
er doch im Islam 300 Millionen Menschen seinem Meister
folgen, die Pilgerfahrt nach seiner Heimat unternehmen
und sich an Gott ausschließlich in seiner Sprache
wenden. Er fühlt sich als Vorkämpfer des
Islam und ist bereit, alles zu opfern, um ihn
zu behalten und zu festigen. Aus diesem Gefühl
heraus hat sich der Araber an den Türken an-
geschlossen, haben sich beide schon seit langem
miteinander verbrüdet, und nach meiner Ansicht wird
dieses Paar trotz aller Zwischenfälle immer un-
trennbar bleiben. Aus diesem Gefühl heraus hat der
Araber die Herrschaft des Türken in den letzten Jahr-
hundertern anerkannt, weil dieser Mohammedaner ge-
worden ist wie er selbst, gleich ihm die Gesetze Moham-
meds befolgt und seine Gebete in arabischer Sprache
verrichtet. Die beiden Rassen haben sich dabei gegen-
seitige Opfer bringen müssen, die seitens der Araber
auch weiter gern gebracht werden, solange die Türken
Mohammedaner bleiben. Viel hat zu dieser Einigung
zwischen Arabern und Türken geholfen, daß es grade
die Türken sind, die, nicht allein zufrieden, den Islam
selbst anzunehmen, sich zu seinem entschlossensten Ver-
teidiger aufgeworfen und ihn fast gegen ganz Europa
verfochten haben, wobei ihnen viel Unglück und Miß-
geschick aus dieser heldenhaften Verteidigung er-
wachsen ist, ohne daß sie sich dadurch hätten entmutigen
lassen. Die Araber erkennen alle diese Verdienste
an und treten darum gern das Kalifat, d. h.
die Nachfolgerschaft des Propheten, an den osma-
nischen Sultan ab, der ein Türke ist. Der
Islam, dessen hauptsächlichstes Dogma die Gleich-
heit, der durch und durch demokratisch ist, lehrt
seine Anhänger, daß alle Gläubigen Brüder seien,
daß der vornehmste Mensch der gerechteste ist,
und daß der Araber und der Nichtaraber auf
gleichem Fuße stehen. Die osmanische Dynastie
hat infolge ihrer großen Anhänglichkeit an die
mohammedanische Religion, durch ihre außerordent-
lichen Verdienste um die Sache des Propheten das Kali-
fat in unbestreitbarer Weise verdient. Die Sultane
von Konstantinopel sind in Arabien
ebenso populär wie in der Türkei.
Alle arabischen Geschichtsschreiber heben ihre aus-
gezeichneten Eigenschaften hervor, man zieht sie
als Rechtgläubige den omajjaden, abassiden
und fatimidischen Kalifen vor. Ihr Name wird in den
öffentlichen Gebeten in allen Moscheen der mohamme-
danischen Welt genannt. Mehrere Sultane Marokkos
sprachen in eigener Person von der Kanzel herab ihre
Segenswünsche für die Sultane von Konstantinopel aus.
In Ägypten hat man auch jetzt nicht gewagt, den Namen
des Sultans Mohammed Reschad aus dem Freitagsgebet
völlig wegzulassen. Der Scherif Hussein, Emir von
Mekka, der unseligerweise seinen Herrn und sein Land
verraten hat, läßt noch bis auf den heutigen Tag die
Khotba (Predigt) im Namen des Sultans Mohammed V.
verrichten. Da er fürchtet, sonst den ganzen Islam
gegen sich zu empören, hebt er in seinen Schriften immer
die Wohltaten der osmanischen Sultane und ihre großen
Verdienste um die mohammedanische Sache hervor. All
dies sind genug Gründe für die Araber Syriens,

sich nicht vom Osmanischen Reich loslösen zu wollen, wobei sie sich einmal sagen, daß die Sultane im allgemeinen keinerlei Rassenunterschiede machten und stets für das Prestige des Islam kämpften, sodann fürchten, auf sich allein gestellt, ihre Unabhängigkeit nicht wahren zu können und unter fremde Herrschaft zu kommen, wie dies Ägypten, Tunesien, Algerien, Marokko usw. usw. zugefallen ist. Die Kolonialmächte der Entente, die sich zu viren zusammengefaßt haben, um unter den Arabern Haß gegen die Türken zu säen und die Trennung dieser beiden Völker voneinander zu bewirken, haben, ohne es zu wollen, durch ihre ehrgeizigen Absichten, ihre Zwangsmaßnahmen und ihre Vertragsbrüche in Wahrheit nur der Türkei gedient.

Zwei Gruppen gibt es, die einander erbittert befehlen, in Wirklichkeit aber sich gegenseitig, ohne es zu wollen, Dienste erweisen. Die eine ist die chauvinistisch-türkische Partei in Konstantinopel, die Tag und Nacht von der mongolischen Rasse spricht, sich der Heldentaten Dschingis-Khans, Hulagus und Tamerlans rühmt, sich lieber turanisch als türkisch nennt, die vorislamische türkische Mythologie wiederbeleben möchte und nach Möglichkeit bemüht ist, das Türkische von arabischen Worten zu reinigen, usw. usw. Dieser Partei bedeuten die Araber nichts mehr als Bewohner einer Kolonie. Sie schafft, ohne es zu wollen, England viele Freunde unter den Arabern, sie bekämpft durch ihre Agitation in der Rassenfrage das Prinzip des Panislamismus, der für die Ententemächte das rote Tuch ist. Diesen Mächten könnte nicht besser gedient sein als durch einen vollen Erfolg der Bestrebungen der türkisch-nationalistischen Partei, die ihnen geradezu in die Hände arbeitet.

Ihrerseits aber bilden Frankreich, England und Italien durch ihre unersättlichen Eroberungsgelüste, die sich fast immer auf islamische Gebiete erstrecken, die andere Gruppe, die umgekehrt der Türkei große Dienste erweist, obgleich sie vom Gegenteil überzeugt ist.

Der syrische Araber z. B., der mitunter sehr verdrießlich über den Türken ist, braucht sich nur eine Herrschaft der Franzosen in seinem Lande vorzustellen, mit der von ihnen in ihren Kolonien stets gezeigten Arroganz, ihrer systematisch befolgten Raubpolitik, ihrer Manier, den Eingeborenen ihr Grundeigentum zu entreißen, um es unter den Kolonisten aufzuteilen, um im selben Augenblick seine Abneigung gegen den Türken zu vergessen und mit gegen den Himmel ausgebreiteten Armen den Wunsch um Beibehaltung der osmanischen Herrschaft auszusprechen. Es gibt ein Sprichwort in Syrien, das lautet: Lieber in die Hölle des Türken als in das Paradies der Franzosen.

Einige der englischen Sache gewonnene Araber versuchen es, den Syrern die Wohltaten einer englischen Herrschaft vorzuspiegeln, die viel liberaler, gerechter und weniger arrogant sei, als die französische; jedoch der grenzenlose Ehrgeiz Großbritanniens, seine Treulosigkeit im allgemeinen, die Art wie es Ägypten widerrechtlich an sich riß, die so traurige Geschichte der Eroberung Indiens durch England, die unentwegten Anstrengungen, die es unternimmt, um die arabischen Stämme, sei es in Ägypten, im Sudan, ja selbst auf der arabischen Halb-

insel zu ent Waffen, damit ihm die Eroberung ihres Landes einmal leichter werde: alles dies sind Gründe genug, um die syrischen Araber auch gegen England aufzubringen. Man sagt: „wir würden bald bereuen und die Türken nachher mit der Laterne suchen gehen“. Man sagt weiter: „wir haben doch genug Beispiele vor uns. Wir wollen doch unsere Brüder, die jetzt unter dem fremden Joch stöhnen, nicht um ihr Schicksal beneiden“. Zwischen den anti-türkischen Syrern und den anti-englischen Ägyptern herrscht lebhafter Streit. Die Mitglieder des separatistischen syrischen Komitees, das seinen Sitz in Kairo hat, sind den Ägyptern im allgemeinen und der ägyptischen Nationalpartei im besonderen höchst unsympathisch. Das besagt nicht, daß letztere die Politik der Türken hinsichtlich der Araber vollkommen billigen. nein! Ihr Ideal ist das Aufblühen der arabischen Länder und der arabischen Sprache, aber da ihr dogmatisches Prinzip lautet: „Vor allem Mohammedaner“, sehen sie ihr ganzes Heil in der Aufrechterhaltung des osmanischen Reiches, das der einzige unabhängige mohammedanische Staat ist. Für die Türkei würde die einzige Gefahr in der Gründung eines wirklich unabhängigen arabischen Reiches bestehen. Aber die Ententemächte wollen ja nur die Araber mit hingeworfenen Brocken und leeren Versprechungen von Unabhängigkeit zum besten haben, um sie von den Türken loszulösen und so beide Völker zu schwächen, dagegen würde die wirkliche Wiedererrichtung eines arabischen Reiches die größte Gefahr für ihre koloniale Zukunft in sich bergen. Wie sollte wohl Frankreich eine starke und unabhängige arabische Macht herbeisehnen, da es doch 40 Millionen mohammedanische Untertanen hat, die, ob Araber, Berber oder Neger, alle arabisch sprechen und nichts sehnlicher wünschen, als sich in einem arabischen Staat zusammenzufinden, wie dies früher der Fall war unter den Edrissiten, den Almoraviden, Almohaden und anderen. Wie sollte wohl England, dessen ganzes Leben von Indien abhängt, ein von ihm unabhängiges arabisches Reich an der Küste des Roten Meeres, dem Wege nach Indien ertragen? Es mag den Arabern sagen, soviel es will: ich habe für euch in Ägypten einen Sultan ernannt; die Araber sind nicht dumm genug, um sich mit Namen zufrieden zu geben. Sie wissen sehr wohl, daß Ägypten nur eine Kolonie Englands geworden ist, nichts mehr und nichts weniger, und daß dieser Sultan nichts anderes ist, als ein indischer Nawab unter englischer Herrschaft. England mag sagen, so viel es will, daß es die Unabhängigkeit des Scherifen Hussein als König des Hedschas anerkannt und ihm den Titel Majestät verliehen hat, während es dem ägyptischen Sultan nur den Titel Hoheit zubilligt. Niemand aber glaubt an diese Unabhängigkeit des Hedschas, die nicht einen Augenblick ohne die moralische und materielle Unterstützung Englands bestehen kann. Wer will denn glauben, daß der Scherif Hussein aus eigener Macht die heiligen Stätten des Islam beschützen kann? Die anderen arabischen Fürsten der Halbinsel wollen ihm keinerlei Oberhoheit zuerkennen und glauben nimmermehr an seine Macht, den Tempel in Mekka und das Grab des Propheten in Medina beschützen zu können. Sie wissen, daß England, die christliche Macht, es ist, die jetzt in Wahrheit die Gebieterin über die heiligen Stätten ge-

worden ist. Wenn es im Augenblick ihre Integrität respektiert, um die Araber nicht abzuschrecken, so wird doch der Tag kommen, an dem es, gewöhnt, Verträge zu brechen, Mekka und Medina mit seinen Truppen besetzen wird; das aber wäre das erste Mal seit Beginn des Islam, daß eine christliche Macht seine Hand auf die heiligsten Stätten des Islam legte. Auch den syrischen Arabern ist diese Tatsache wohl bekannt, sie wollen ihre staatliche Vereinigung mit der Türkei wahren, damit die heiligen Stätten besser geschützt sind. England wird niemals einverstanden sein, einen unabhängigen arabischen Staat zu schaffen, der fähig ist, sich ohne sein Zutun zu behaupten.

Letztlich habe ich in dieser Zeitschrift einen Artikel über die Beziehungen der Engländer zu den Arabern und das Ziel Englands in Arabien veröffentlicht; ich habe dabei die Folgerung gezogen, daß, wie Rußland der Feind des ganzen Islam und insonderheit der Türken, so England durch seine Stellung im Orient der Feind des ganzen Islam und insonderheit der Araber sei. Die Araber wissen infolgedessen, woran sie sich zu halten haben, und was immer ihr Trachten nach Freiheit und Reformen sein möge, so wollen sie sich doch nicht vom osmanischen Reich, das das Kalifat verkörpert, lösen. Die Mehrzahl der syrischen Mohammedaner, die mit den anderen mohammedanischen Sekten wie Drusen, Nossairier, Ismailiten usw. $\frac{1}{5}$ des Landes ausmachen, wollen osmanisch bleiben mit gewissen Änderungen in dem bisher befolgten Regime; sie sehen darin das einzige Mittel, mit der Herrschaft des Islam die Möglichkeit eines glücklichen Lebens und Gedeihens zu verbinden.

Das erwarten sie vom Ausgang des allgemeinen Krieges. Mit Ausnahme einiger weniger schauern sie bei dem Gedanken, die englische Armee siegreich vor Gaza zu sehen. Wenn die Syrer andere Gefühle hegen würden, so hätten sich diese beim Nahen des Feindes, der mit einer großen Macht anmarschierte, offenbart. Aber die Araber haben die Engländer vor Gaza mit ebensoviel Erbitterung bekämpft wie die Türken. Alle Theologen Syriens haben zum Kampfe gegen den Feind des Islam aufgerufen und ein Fetwa erlassen, das den Scherifen Hussein, der gegen den Kalifen revoltiert hat, verurteilt. Noch mehr als das. Die Drusen, die als schlechte Mohammedaner gelten, haben seit Beginn des allgemeinen Krieges Beweise größter Loyalität erbracht. Es ist bekannt, daß, als England Frankreich im Orient Konkurrenz zu machen begann, es mit gewissen Führern der Drusen im Libanon Beziehungen anknüpfte, um dem französischen Einfluß hier das Gegengewicht zu halten. Lange Zeit galten die Drusen für Klienten der Engländer in Syrien. Als der Weltkrieg ausbrach, boten sie ihre Dienste an der Front an. Ich selbst habe eine Abteilung freiwilliger Drusen im Kampf gegen den Suez-Kanal angeführt. Dann beauftragte mich Seine Exzellenz Dschemal Pascha, der Führer der IV. Armee, ein aus Freiwilligen bestehendes Regiment von 1500 Kämpfern für die Küstenverteidigung zu bilden. Ich habe nicht ein, sondern fünf Regimenter, von ungefähr 10 000 Kämpfern, die gut bewaffnet sind und mit der bekannten Tapferkeit der Drusen kämpfen, organisiert. Eine freiwillige berittene Abteilung wurde aus den Drusen des Hauran gebildet und der Person des Oberbefehlshabers zugeteilt. Einer anderen Abteilung

freiwilliger Drusen vom Berge Hermon lag die Überwachung der Küsten ob. Letztlich hat der Scherif Faisal, Sohn des Scherifen Hussein, an die Führer der Drusen des Hauran geschrieben und sie aufgefordert, sich der sogenannten arabischen Sache anzuschließen. Sie haben dies kategorisch zurückgewiesen, und 400 Scheichs aller Stämme sind darauf nach Damaskus gekommen, um ihrer Anhänglichkeit an das Osmanische Reich Ausdruck zu verleihen.

So sieht es in großen Zügen mit der Stimmung Syriens aus.

Die „Gazette de Lausanne“ und Algerien.

Von Si Mohammed esch Scherkaul.

In der „Gazette de Lausanne“ vom 10. September schildert Herr René Payot die Taten eines Aga Sahraoui ben Mohammed vom Stamme der Aulad Sidi Khalel. Sie scheinen im wesentlichen aus stolzen Redensarten und einer Teilnahme an der bekannten Bestechungsfahrt des berühmten Kaddur ben Ghabrit zum Emir Al Hussein von Mekka zu bestehen. Zu ihr gehörte freilich schon ein gewisser Mut, wenn wir uns daran erinnern, daß eine Anzahl sogenannter „algerischer“ Sendboten, die ausgerechnet von Rabat aus auf Geheiß des französischen Generalresidenten für Marokko nach dem Hedschas verfrachtet worden waren, kurz nach der Abfahrt den deutschen Unterseebooten zum Opfer fielen.

Was uns Herr Payot von Sahraoui und seinem Genre zu erzählen weiß, ist nun freilich weniger interessant als das, was er in seinem Artikel nebenher zugesteht. Daß Algerien tapfere Krieger hervorbringt, ist ja nicht unbekannt, und die Franzosen haben die militärischen Eigenschaften der Algerier am eigenen Leibe zur Genüge kennen gelernt.

Herr Payot führt zunächst an, daß unter den von Algerien gestellten 85 000 muselmanischen Soldaten sich 40 000 Freiwillige befunden haben. 45 000 Algerier sind also rücksichtslos ausgehoben und zur Schlachtbank geführt worden, um für eine ihnen und ihrem Lande völlig fremde Sache zu verbluten. Von den 40 000 Freiwilligen sind, immer nach Herrn Payot, weit aus die meisten durch den in Aussicht gestellten hohen Sold verlockt worden. Wer das wirtschaftliche Elend der eingeborenen Bevölkerung kennt, wird es durchaus begreiflich finden, daß diese armen Teufel sich zum Freiwilligendienst breitschlagen ließen, zumal ihnen von den Werbeoffizieren zu verstehen gegeben worden war, daß sie nur in Nordafrika Verwendung finden sollten. Nicht zum mindesten dank dieser Täuschung haben sich manche Unglückliche, meist Bettler und fahrende Leute, dazu verstanden, den Straßen-graben mit der Kaserne zu vertauschen. Die französischen Behörden, die Herrn Payot den Stoff zu seinem Artikel zur Verfügung gestellt haben, haben es wohlweislich unterlassen, ihren Freund von der „Gazette de Lausanne“ darüber aufzuklären, wieviel „Freiwillige“ nur dem sanften Zwang der Franzosen und der ihnen ergebenden einheimischen Organe gefolgt sind. Die Art, wie die französischen Behörden in Nordafrika einen äußerlich kaum erkennbaren Druck auf die ihnen unterstellten Personen auszuüben verstehen, ist ja zu trauriger Berühmtheit gelangt, und so finden wir in den Reihen der algerischen Truppen neben den Ärmsten der Armen zahlreiche Landleute und Handwerker, die